

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Theater im Krieg	97

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1916.

Abonnementspreis (Vierteljährlich 13 Nummern) M. 5.—, pro Jahr M. 20.—; unter Kreuzband bezogen, Deutschland und Österreich M. 5.65, pro Jahr M. 22.60; Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der **VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 48, Wilhelmstr. 3a, Fernspr. Lützow 7724.**

Alleinige Anzeigen-Annahme der Wochenschrift „Die Zukunft“ nur durch **Max Kirstein,** Berlin SW. 68, Markgrafenstr. 58. Fernsprecher Amt Zentrum 10 809 u. 10 810.

Everth & Mittelman, Bankgeschäft,

Gegr. 1875.

BERLIN C. 19, Petriplatz 4,

Gegr. 1876.

an der Gertraudenstrasse

vermitteln den Kauf aller Werte,
die durch die neue Verbindung

Berlin - Konstantinopel

Beachtung verdienen.

Dienstbach & Moebius, Bankgeschäft.

BERLIN W. 56, Oberwallstrasse 20.

Gegr. 1860

Tel. Zentr. 2035, 5004, 11 315.

Gegr. 1869

An- und Verkauf von Wertpapieren.
Vermögens-Verwaltungen. — Vermittelung von Hypotheken und Grundstücken.

An- und Verkauf von Wertpapieren im Privatverkehr!

Mosse & Sachs

Bankgeschäft

Berlin NW. 7, Unter den Linden 56

Fernspr.: Zentrum 12450-12452.

Telegramme: Samosbank

Filiale: Kurfürstendamm 193/194, im Hotel Cumberland.

Fernsprecher: Steinglatz 9634-9635.

Stahlkammer mit Safesanlage.

An- und Verkauf aller notierten und nicht notierten

Telephon 1734.

Wertpapiere im freien Verkehr.

Telephon 1724.

NUSSBAUM & ROTHSCILD, Magdeburg, Bankgeschäft.

Schreibbüro Segala Charlottenburg Telephon
Bismarckstr. 9 (Am Knie) Wilhelm 1268

übernimmt in u. außer dem Hause **Maschinen-Diktate, Abschriften** (bes. literarische, wissenschaftliche, auch fremdsprachige), **Stenogrammaufnahmen, Vervielfältigungen.**
Gewissenhafte, sanftere, schnelle Lieferung. — Erste Referenzen.

LOSETTI

Trustfrei



Cigaretten

SPEZIEL-MARKEN

JUNG — 2 Pk
VERA — 3 Pk
ELVEN — 3 Pk

SANATORIEN

bietet der Anzeigenteil der

ZUKUNFT

Gelegenheit zu wirksamer
Propaganda.



Berlin, den 19. Februar 1916.

Theater im Krieg.

Draußen.

Meinen Blick auf den Zustand des Theaters in den uns verfeinerten Ländern. In England noch heute, nach einem Halbjahrhundert, die Bretterwüste, durch die Talne seufzend schritt. Die englische Komödie ist verglimmt; nur die Pöffe leuchtet noch hell. Die Karikatur überlebt die Malerei: die Zeit der Reynolds und Gainsborough ist dahin, aber wir lachen noch über den Punch. Englands Bühne ist leerer als die irgendeines anderen europäischen Landes und die gute Gesellschaft räumt ihre Schauspielhäuser dem großen Haufen. Warum? Weil die Gesellschaftsform und die Geistesart, von deren Gnade die Bühne gelebt hatte, verschwunden sind. Der strotzende Ueberreichtum blitzschnell auffassender und assoziirender Hirne fand seinen natürlichen Ausdruck in einer von redenden Menschen dargestellten Handlung und schuf drum das Britentheater der Renaissance. Die Komödie des siebenzehnten Jahrhunderts wurde von dem Bedürfnis einer polirten Gesellschaft gefördert, die an höfische Repräsentation und Schaustellung ihrer Künste gewöhnt war und auf der Bühne gar zu gern ihre Logenzimmer und ihr zierliches Geschwätz wiederfinden wollte. Die Hofpracht verbleicht, die mimische Erfindung stockt: mit dem wahren Drama und der wahren Komödie ist selbstem aus; nicht die Bühne ist nun ihre Stätte, sondern das Buch. Denn heute lebt man nicht mehr, wie im gestickten Kleid die Herzoge Ludwigs

des Vierzehnten und Karls des Zweiten, vor Aller Blicken, sondern in der Familie oder vor einem Arbeitstisch; und in der Zeit, wo die bürgerliche Lebensweise die höfische abgelöst hat, muß der Roman das Theater ersetzen.* Daß er's müsse, klingt uns tollkühn: weil wir wissen, daß er's nie können werde. Aber England hat sich auch in diesen Uberglauben beschieden. Breit proßt das Theater auf den Märkten; nur selten fesselt es, für eine Weile, die ernsten Geister. Shakespeare wird aufgeführt; in einem Stil, der deutschen Kindern kindische Weihnachtstücke schmachhaft macht. Schöne Menschen in schönem Gewand. Ritter, die eine Rüstung tragen können, und Frauen, um die zu sechten lohnt. Die Ausdrucksfähigkeit gering. Architektur und Malerei prächtig, doch altmobisch; schon die Meininger verstanden es besser, hatten in der Spielzeugheimath nur das Auge nicht so in Freude an zartem Farbenton erzogen wie die Rüstmenschen des Nordwestens. Der unsterbliche Text wird verstümmelt, bis in Unverständlichkeit entstellt; Motivirung und Psychologie nach Willkür durchbrochen, in Fäden gerissen. Aus dem Gedicht nur das Melodrama herausgeschält und ins Gräuellicht der Fußrampe gerückt. Vor das Königsdrama Richards des Zweiten drängen sich für lange Minuten vier gepanzerte Gäule. Die Nilsschlange Kleopatra muß sich zum Klümpchen ringeln, das Märdrama zum Kihelkrampf schrumpfen: denn der Herr Regisseur braucht für das Schiff und das Zechgelage Marc Antons und für eine langwierige Rauschpantomime seines Hetärengesolges Platz. Malvolio spreizt sich (in „Was Ihr wollt“) so unverkämpt, stolzirt mit so widrig alberner Trabantschaft, daß Olivia ihn nicht drei Tage in ihrem Schloß dulden würde. Sonst sind die Komiker gut; Männlein und Weiblein von echter, gesunder, unverkümpter Lustigkeit, die mit allen Vieren über die Stränge schlägt. Das leistet der Britie mühelos. Tragödie geht, trotz Irving, Beerbohm Tree, Forbes Robertson (des Feinsten der Drei), über ihr Vermögen; wie der meisten Nordländer. Die scheuen auch auf offener Straße das Geräusch derbsten Spafes nicht und rülpsen in der Trunkenheit munter; schämen sich aber heftigen Wehs, zügeln in Schmerz Muskeln und Nerv und taugen, von Rasse wegen, nicht für die Gefühlsprostitution, ohne die auf den Brethern nicht zu hausen ist. Der englische Spieler hat nichts Rechtes gelernt; er deutet die Leidenschaft nur an, bietet statt des Wirbelwindes eine ungefähr-

liche Brise (kann drum ein Jahr lang an jedem Abend Romeo, Lear, Mabeth scheinen) und die Sprache seines Antlitzes, seiner Heberde ist dürftig wie auf bespülter Düne der Halmwuchse. Literatur? Das Angebot genügt der Nachfrage. Sauberes Geräth von Chambers und Philipps; derber gezimmertes von Grundy, Jones, Pinero. Herr Shaw ist Ire, nicht Engländer. Könnte im feliischen Amerika geboren sein und möchte den Europäer mimen. Vielleicht der geistreichste Mensch, der heute sichtbar lebt, der wichtigste, der nach Hause gelebt hat. Nur: seine Feuerwerkerei ermüdet das Auge schnell. Wie, nach Hegels Wort, die Französische Revolution, stellt auch dieser Kette Alles auf die Vernunft, also auf den Kopf; und das Vergnügen, die von Anglistischweiß feuchten Socken der Helden zu riechen und das Zappeln verkehrter Gedanken zu sehen, währt nicht lange. Ein spitzer, kalter Geist, an dem man sich wundreißen, in Wintersnoth sich nicht wärmen kann. Den Philister zu verblüffen: Das scheint seines Ehrgeizes höchstes Ziel. Sozialdemokrat, Britenverhöhnner, Shakespearerhasser; auch in der Kriegszeit neue Vermummung. Einfachen Seelen bietet er nichts. Und der Geistreichste überlebt seinen letzten Tag niemals lange, wenn Einfalt ihn nicht im Herzen hegt, die Mutter zum Kind nicht spricht: Der war mir ein Tröster. Unbestreitbar ist dem Iren, daß er im Inselreich noch heute der Einzige ist (wie ers seit Wildes Seelentod war), der von der Bühne auf Europäer wirkt. Hinter ihm ist nirgends beträchtlich Neues. Salonstücke und Nährkomoedien, Possen und Mädchenparaden. Die griechischen Tragiker, die der Christenheit, von Calberon bis auf Hebbel, leben nicht auf brittischem Schaugerüst. Der Zulauf war im ersten Kriegsjahr nicht geringer als in stiller Zeit. Der Swell und der Clerk zeigte sich, ehe er ins Feld zog, Bekannten und Kunden gern in Rhab. Den Damen wurde die Flirtgelegenheit schmal; small talk mit Alten sättigt nicht lange. Wie es jetzt aussieht, ist deutlich noch nicht zu erkennen. Finstere Straßen und Bombengefahr: aus solchem Beet sproß niemals Theaterlust. Furchtsam ist der Engländer nicht; aber bequem. Drei Viertel des Hochadels sind in Trauer. Ob die Gentry Schauspiel und Oper, als tonics, braucht, kann er si merksbar werden, wenn der Sommer die Hauptspielzeit bringt. Auf Massenbesuch aus Amerika ist im entzauberten Eden diesmal nicht zu rechnen.

Frankreichs ehrwürdig holde Theaterkunst war längst duft-

Loß geworden. Die Große Revolution, deren Robespierre nun Zola, deren Carnot, in verengter Welt, Antoine hieß, hatte nicht in die Tiefe fortgewirkt. Nach dem Willen der Schreckensmänner sollte graue Sägung nicht mehr gelten; Ererbtes, ohne Trauerprunk, in die Müllgrube geschüttet werden. Nur der Tragikomiker, der die Typen des Heuchlers und des Menschenfeindes, des Geizhalses und des Emporkömmlings, Orgon und Urgan, Don Juan und Dandin geschaffen hatte, blieb auf seinem Thron; alles Andere schien höchstens als Düngstoff noch nutzbar. Schlaue Schwindler haben, von Hugo bis zu Sardous halbslägger Brut, die Bretter geschändet. Nach ihnen? Bogende Hunde und nacktes Mädelfleisch; oder die Sinfyluth, die den Rehrich der Mache, den Krimsframs einer Bindfäden spannenden Handlung wegschwemmt. Dann wird das O von Holz zur Urche, aus der das Leben kribbelt, auf deren Bord das Menschengethier sich en plein air paart, gebiert und verreckt. Dann erblicken wir Menschen aus unserer Luft, können ihr Reden und Thun an unserer Lebenserfahrung messen; und ist die ganze grasse Alltagswirklichkeit auf die Schaubühne geschleppt, dann sind wir am Ziel: aus dem Zuschauer weicht das Bewußtsein, im Theater zu sitzen. So gröhlte, aus Zolas Kritiken in Le Bien Public, das Feldgeschrei; und scharte allgemach eine Rotte. Das Gelärm der Artisten und Kryptoromantiker, die sich für Naturalisten ausgaben, schmälerte den Sardou und Pailleron nicht den Säckel. Aus dunkler Tiefe aber kletterte nachts Einer herauf, der einer neuen Kunst ein neues Reich erobern wollte; fern von dem Glanzbezirk der Unerkannten, der Mächler und Massenfütterer. Der Unterbeamte Antoine gründete das Théâtre Libre. Spielt seine junge Truppe, die sich aus den Schichten der Amtsschreiber und Kaufmannsgehilfen, der Ladenfräulein und Pförtnerstöchter rekrutirt, nicht eben so gut wie jede durchs Conservatoire geflehte? Viel besser. (Alles wiederholt sich nur im Leben. Ungefähr eben so hatten, auf ihre kleindeutsche Weise, die Leipziger gemimt, über die Goethe, im Mai 1800, grimmig an Schiller schrieb: „In dem Theater wünschte ich Sie nur bei einer Repräsentation. Der Naturalismus und ein loses, unüberdachtes Betragen, im Ganzen wie im Einzelnen, kann nicht weiter gehen. Von Kunst und Anstand keine Spur. Eine wiener Dame sagte sehr treffend, die Schauspieler thäten auch nicht im

Geringsten, als wenn Zuschauer gegenwärtig wären. Bei der Re-
 zitation der Meisten bemerkt man nicht die geringste Absicht, ver-
 standen zu werden. Des Rückenwendens, nach dem Grund Spre-
 chens ist kein Ende. So geht's mit der sogenannten Natur fort, bis
 sie bei bedeutenden Stellen gleich in die übertriebenste Manier
 fallen.*) Endlich Dramen, die das Leben überstinken, doch frei
 vom Moderruch verjährtter Regeln sind. Zwischen Gräuelfstücke
 klemmte sich manchmal ein Symbolistenwagniß. Ein Häuflein,
 Ernste und Snobs, ließ sich peitschen, ins Gesicht spielen, mit Un-
 flath bewirthen, von Spasmachern im Mysteriengarten anpfei-
 fen. Nicht lange. In den großen Theatern kam Alles rasch wieder
 in seine Ordnung. Der Franzos, der fester noch als die Chinesen
 von gestern in alter Gewöhnung wurzelt, schauderte vor der Bot-
 schaft, das Schauspielhaus solle nun Markt, Spital, Raubthier-
 täsig, Nichtstatt und Sektentempel sein. Das Häuflein der Ge-
 treuen fing früh zu schmelzen an. Herr Antoine wandte sich von
 den Unces, Goncourt, Hennique, Jullien, den Spendern „blu-
 tender Lebensschnitten“, zu richtigen, tüchtigen Theaterstücken;
 ließ das selbst gezimmerte Haus dann einem Schüler und wurde
 Direktor des Odéon: der Rebelleiter des Staatstheaters für die
 reifere Jugend (dem auch dieses ungemeine Drillmeister-talent nicht
 die Parisergunst zu werben vermochte). Die Brieux, Lavedan,
 Wolff, die sich ein Weilchen absurd geberdet hatten, lernten einsehen,
 daß im Dramenbezirk die Gesetze stärker sind als alle Menschenwill-
 für. Aus den leidlichen Stücken der Donnay, Hervieu, Mirbeau,
 aus dem rothigen Puzkrämchen des Herrn Capus (der nun, als
 ehrfamer Politikus, von der Figaro-Kanzel zu seinem Volke spricht)
 klang der Ton neuer Gesellschaftsmode, nicht neuer Welterkennt-
 niß. Rostands Cyrano kam aus dem Lande des Ruh Blas, er-
 innerte an Scarron, an die Musketiere des Papa Dumas: und
 erfuchtelte mit seinem Raufdegen doch den größten Erfolg langer
 Jahrzehnte. Das Theater hatte auf der ganzen Linie gesiegt; dem
 Sturm Derer, die es entheatralisiren und dann für sich belegen
 wollten, widerstanden und, nach kurzer Wirrung, die zinsende
 Liebe der Kundschaft, ohne deren Geld es nicht gedeihen könnte,
 zurückgewonnen. Kein starker Dramatiker schob sich, an Rostands
 entfärbtem Gefieder vorbei, ins Licht. Den Sainte-Beuve und
 Saint-Victor erstand kein Erbe; nicht einmal die Montagsges-

meinde der Lemaitre und Sarcey war zu halten. Sogar die Pöffe verstandete. Was kräftig schien, Curel, Courteline, Labedan, Porto-Riche, erlahmte nach Anläufen, die Hoffnung geweckt und genährt hatten. Uchtbares Kunstgewerbe, auch in der Mimenzunft (deren Häupter, Féraudy, Guitry, Lebargy, Mag, die Frauen Bartet, Lavallière, schon seit Jahrzehnten vom Gerüst herab glänzen); nirgends ein Schöpferwille. Die Ausfuhr brachte noch ansehnliche Rente. Europäer aber fuhren nicht mehr nach Paris, um in Theaterkunst zu schwelgen. Die Truppen der Provinzstädte, der größten, humpeln der hauptstädtischen Garde nach und waren für den Urtheiler deshalb niemals gewichtig. Nach dem Kriegsausbruch wurden die Spielhäuser geschlossen; sacht dann, seit Regierung und Parlament aus Bourdeaux heimkehrten, wieder geöffnet: weil allerlei Kleinleute, Choristen, Bühnenarbeiter, Schankwirth, gar zu laut über die Sperreflagten. Paris sehnte sich wohl auch in den Schein der Vergnügungssucht zurück. Gut geht's den Theatern noch heute nicht. In der Oper werden nur manchmal Bruchstücke, einzelne Akte, gezeigt; in anderen Häusern die Lieblinge von vorgestern: „Freund Friß“ und „Der Freund der Frauen“, „Die Halbwelt“ und „Die Welt, wo man sich langweilt“, „Geschäft ist Geschäft“ und „Madame Sans-Gêne“, „Manon“ und „Lafme“, „Cyrano“ und „L'Aiglon“, „Anna Karenina“ und „L'Assommoir“; Corneille und Racine; Molière und Beaumarchais; alte Operetten und Pöffen. Neu ist ein (in Musik getunkter) D'Annunzio: „Cabiria“; der, dürfen wir hoffen, den Ruhm romanischer Dichtung für Zeit und Ewigkeit retten wird. Nur im „Temps“ fand ich Anzeigen; danach wird in dreißig und zwanzig Häusern (an Montagen nur in zwölf) gespielt. Da, im Februar, darbenden Künstlern eine Vorstellung achtzigtausend Francs eintrug, kann das Geld nicht knapp sein. Gewiß aber fehlt die Lust, immerwieder Alles im alten Gewand zu schauen. Urlauber (die Front ist nur achtzig Kilometer weit von Paris) und Verwundete füllen die Säle. Ausflüge sind versucht worden; doch fruchtlos geblieben. Nach dem Krieg von 1870 konnte die Comédie-Française, mit der Bernhardt, der Fabart, der Croizette, mit Bressant, Coquelin, Got, Mounet-Sully, London erobern. Jetzt? Während Herr Reinhardt (ohne eins seiner drei berliner Häuser zu schließen) mit Werken von Shakespeare, Goethe, Schiller, Lessing, Strindberg zwei Skandinavienreiche entzückte,

schlich Molières Landsturmmannschaft müde durch die Schweiz. Herr Antoine, der über Petrograd aus der Türkei (wo er eine Schauspielschule leiten sollte) in die Heimath zurückgekehrt ist, glaubt inbrünstig an nahe Auferstehung französischer Theaterkunst. Ein paar Tage nach seiner Ankunft wurden die Leinwände, die er für Caesar, Coriolan, Esther, Faust, Romeo, Psyche von Meistern malen ließ, im Odéon versteigert, weil die Speicherkosten zu lästig seien. Fast so lästig wie die Ausländer, deren Dunst die Tempel Galliens verpestete. Täglich liest man; auf dem Holzpapier eines Landes, das Shakespeare und Goethe kaum, Schiller, Kleist, Hebbel gar nicht kennt, Ibsen nur unter der Herrschaft einschüchternden Schreckens zuließ; das ohne Mozart, ohne Fidelio leben kann, ohne Wagner leben will (der Symphoniker Beethoven, „der Belgier“, mag bleiben): und dennoch wimmert, der Einbruch fremden, barbarischen Wesens habe seine Kunstgesilde zertrampelt.

Um die Mitte der neunziger Jahre war, im Lenz des Theaterumsturzes, auch auf Rußlands Brettern lebendig geworden. Hoftheater und pariser Truppen in beiden Hauptstädten: ganz schön. Nur ein Bißchen langweilig, Dramen und Spieler stets aus Frankreich zu beziehen. „Unsere Menschen und unsere Konflikte sind anders. Gribojedows 'Unglück, zu viel Geist zu haben', Gogols 'Revisor', Pisemskijs 'Leibeigener', Ostrowskijs Kleinbürgerkomoedien, manchmal sogar Tolstois 'Macht der Finsterniß' und 'Früchte der Bildung' werden ja aufgeführt; geben uns aber auch nicht viel von noch modernem Erleben. Unseren Jungen, Allen, die nach Garschln kamen, und der Jeune Europe, der so Großes gelungen sein soll, ist die Gnadenpforte gesperrt. Dazu das alte Weh und Ach offiziellen Bühnenbetriebes. Großfürstliche Launen. Weiberwirthschaft. Keine Intimität, kein Zusammenhang zwischen Literatur und Theater. Antoine hat in Paris gezeigt, wie man's machen muß. Hat Autoren und Spieltalente gefunden und allmählich selbst die stolze Kundschaft der Comédie in sein Rebelenheim gelockt. Alcegej Suworin macht's in Petersburg nach. Spielt alles Neue, Alles, was in Europa Marktwert hat. Immer die Petersburger! Die bilden sich in ihrem Rieselsumpfsängst ein, die Kultur gepachtet zu haben, und belächeln das träge, aus der Mode gekommene Mütterchen Moskau. Denen müssen wir endlich zeigen, daß wir nicht die rückständigen Asiaten sind, für die sie uns

halten.“ Konstantin Allegejew, ein Industrieller, hatte mit Herren und Damen aus der moskauer Gesellschaft Theater gespielt. Leichte Sachen: Vaudeville, Schwänke, Operetten. In Rußland, wo die Frauen wohlhabender Kaufleute und angesehener Eschinowniks im Opernchor mitsingen (der drum auch besser klingt als bei uns), wundert sich Niemand, wenn aus der Ersten Gilde plötzlich Einer oder Eine auf die Bretter springt. Als der Erfolg den Versuch krönte, wurde aus der Spielerei bald heiliger Ernst. Der Millionär Morosow gab Geld, der Dramatiker Nemirowitsch-Dantschenko literarischen Rath: der Wettkampf mit dem Kaiserlichen Theater war möglich. Moskau jubelte. Petersburg fand Alles weit übertroffen, was die Franzosen ihm je geboten hatten. Durfte man sich hinaus wagen? Der Russe hat die Optik des Epikers; hat sie auch, wenn er sich um theatralische Wirkung bemüht. In der Heimath kann ihm solche Wirkung gelingen: der Zeiger rückt im Zarenreich langsam vor und das Publikum hat Muße, bedächtig die Dinge, die ihm vor's Auge gestellt werden, zu betrachten. Der Europäer möchte im Eilzugstempo ans Ziel, möchte in dem aufgeblättern Buch, das nach des Tages Last über kurze Abendstunden hinweghelfen soll, rasch die letzte Seite lesen; der Russe freut sich der Reise, die seines Daseins traurige Monotonie angenehm unterbricht, und ist zufrieden, wenn das Buch recht viele Blätter hat, auf denen bunte, blutrünstige oder in Fröhlichkeit stimmende Geschichten verzeichnet sind. Uns erzählen die slawischen Bühnenprätendenten zu viel; der Neugier ihrer Landsleute können sie nie genug erzählen. Dazu kommt, daß der russischen Massenpsyche der eigentlich dramatische Nerv fehlt; daß sie zu rücksichtslos hitziger Theilnahme sich schwer nur entschließen kann. Der Russe ist, selbst der Muskit, vom Rassengenie zu reichlich mit psychologischem Spürsinn bedacht, als daß der kindliche Versuch, die Menschheit in Engel und Teufel, in Ganzgute und Ganzschlimme zu scheiden, ihn befriedigen könnte; er hat im Leid seines Erlebens alles menschliche Geschehen von beiden Seiten, der hellen und der sonnenlosen, kennen gelernt, ahnt die Komplizirtheit aller Triebe und Hemmungen in der bête humaine und sieht in dem Verbrecher sogar, in dem von der Staatsgewalt mit dem Rainszeichen Bemerkelten, nur den Unglücklichen, dem die geschäftige Phantasie tausend mildernde, erklärende, entschuldigende Umstände sucht

und findet. In der slawischen Zone zärtlichen Mitleidenskultes wuchs der Welt noch kein großer Dramatiker. Katharina wollte mit derbem deutschen Herrnwort ihrer neuen Heimath schnell eine Dramatik schaffen; bald aber mußte auch sie einsehen, daß aus unfruchtbarem Boden nicht auf Kommando zu ernten ist und daß ihr Dershawin (dessen Oden noch heute in Rußland Bewunderer haben) auf eigenem Grund nur nachahmende Handwerkerarbeit zu liefern vermochte. Die dramatische Dichtung der Russen, deren Epik seit Gogol's Tagen mächtig auf die Weltliteratur gewirkt hat, ist bis heute unter fremdem Einfluß geblieben: die Tragiker haben sich an Viktor Hugo, Delavigne und deren Erben gehalten, die Komiker Molières Technik und Typenkunst nachzustreben versucht. Auch Stanislawski's künstlerisches Theater brachte ein neues starkes Drama; und doch war jeder Abend ein Sieg. Wir sahen, was noch nie war. Ein Theater, das kein kapitalistisches Unternehmen ist; gesichert, nicht auf „volle Häuser“ angewiesen. Das die modernste Technik verwerthet (schon das Grammophon, das heute Kindergequarr, morgen den hellen Klang moskauer Glocken vortäuscht) und sich nie zu Prunksucht verleiten läßt. Ein Theatergenie und ein tüchtiger Dramatiker theilen sich in die Herrschaft. Ein Stück, das nicht ganz fertig, im winzigsten Theil erwogen und nach Menschenermessen gegen alle schlimmen Zufälle gesett ist, darf nicht auf die Bretter. Fünfzig, sechzig Proben; ist's nöthig, noch mehr. Die feinste, fruchtbarste Arbeit beginnt erst, wenn bei uns der Herr Direktor schon das Rampenlicht anzünden heißt. Dem Schauspieler, der sich unter kundiger Führung durchaus nicht in seine Rolle finden kann, wird sie abgenommen. Und experimentirt, bis das Erreichbare erreicht ist. Mit Alledem ist die Leistung noch nicht erklärt. Diesen Menschen war das Theater nicht Geschäft, nicht Vergnügen. Sie fühlten sich als Träger einer nationalen Mission. „Das Vaterland blickt auf uns; das arme Rußland, dems so schlecht geht und über das Jeder draußen die Nase rümpft. Dem müssen wir Ehre machen. Beweisen, daß auch bei uns ernsthaft gearbeitet wird, kluge Organisation und straffe Zucht möglich ist. Jeder Abend wird zur Schlacht. Mag es den letzten Blutstropfen kosten: wir müssen siegen!“ Wohin schmolz der Schnee aus dem Jahr russischen Triumphzuges? Besser als von den Moskauern ist nirgends je gespielt worden. Und ihr Muster weckte in

Petersburg (sogar im Ballet) und Warschau Nachziferung. Neue Lyrik und Erzählerkunst keimte. Dem Drama erwachte kein Lenz (weder aus Tschichow's blassen Dämmerflüssen noch gar aus Andrejew's hihigem Mühen konnte ein Frühling werden). Szenen-künstler und Spieler langten aus heimischer Dürre nach deutscher Kunst. Rußlands enger Theatermarkt nahm noch mehr fremde Waare auf als unser breiter. In den Hauptstädten blieb auch während des Krieges Geld und Stimmung zu jeglicher Kurzweil. Wie lange solche Lust währen kann? Wenn die Dwina von Eis frei und der Erfaß ausgebildet ist, werden wir's wissen.

Drinne.

In Berlin wird, an jedem Abend, in dreißig Theatern gespielt. Die meisten sind voll; in den beliebtesten nicht leicht Plätze zu erlangen. Wintergarten, Apollo-, Palast-Theater. Circus Schumann (mit einem „patriotischen Schauspiel“) und Circus Busch (mit einem „Mysterienspiel“). Ein Duzend großer Kinos; unzählige kleine. In allen Stadttheilen, um Fünf und um Neun, in Sälen und Schankwinkeln Singspiel. An jedem Abend ein paar ernste Konzerte; wenn Herr Nidisch oder Herr Strauß dirigirt, Herr D'Albert spielt, Herr Jadsowker singt, drängt die Menge sich an die Kassenschalter wie vor Butterläden. Wenn veröffentlicht und beglaubigt würde, was, nur in Berlin, im neunzehnten Kriegsmonat für Schau- und Hörspiel ausgegeben worden ist: der Feind müßte stutzen. Daß Poffen, Schwänke, Operetten den Schwarm anlocken, ist begreiflich; erfreulicher, daß Sophokles, Shakespeare, Goethe, Schiller, Hebbel, Raimund, Ibsen, Strindberg Zulauf haben. Der „Betrieb“ ist kaum anders als in Friedenszeit. Der Spielplan (der Donizetti, Rossini, Verdi, Bizet, Thomas, Molière, Gogol, Tolstoi nicht wehmt) reicher als irgendwo im Ausland. Ob aus Geschäftigkeit und Geschäftsertrag auf neue Kunstblüthe zu schließen ist? Daß starke, durch die Zeiten dauernde Drama ist ein Wunder, das man nicht von jedem Kalenderheiligentag hoffen darf. „Wem es die hundert Jahre der Väter, die seit den Tagen der Alchylos und Kalidasa reisten und noch nicht weis wurden. Wer ein Theater haben will, muß stets bitten, daß ihm sein tägliches Brot gewährt werde. Uns fehlt die ehbare Hausmannskost (die den Franzosen nie ausging). Die gestern vornanstanden, sind

in den Schatten getreten oder Kriegsbeschreiber geworden. Nur Herr Wedekind hat einen Wurf gewagt; von seinem schlanken, fast völlig entfleischten Bismarck-Mimus, dessen Sauberkeit die Bewunderer des „Weibsteufels“ und andere Esel kunstlos dünken muß, wird noch ernsthaft zu reden sein. Herrn Sternheim, dem hurtigsten Geißler neudeutscher Seelenschwachheit, dessen Hohn manchmal ins Genialische züngelt, ist heute der Wind nicht günstig. „Unserem alten Gott sei Dank! Wir werden, endlich, ein Volk, einig zu Wollen und Handlung; und werden deshalb auch eine Kunst haben, die nur uns gehört und der Fremde nichts schuldet.“ Ungefähr so sagt's in Rußland Herr Purischjewitsch, in England Herr Wells und, auf seine besondere Weise, Herr Ripling, in Frankreich der Schwäher Donnay und der Spötter Courteine. („Nur noch Franzosen in Frankreich! Weltauf die Fenster der Bühnenhäuser, daß der Schwaben wirrer Kubistenstücke, münchener Gothik, langweilliger, sinn- und gluthloser Pedanterei von uns weiche!“) Zu den Wundern, die der Krieg wirken soll, gehört im Glauben der Völker auch das der Verjüngung und Kräftigung stehender Theaterkunst. Dürfen wir, ohne bangen Zweifel, schon hoffen?

Seinen Deutschen predigte Schiller: „Die Schaubühne ist der gemeinschaftliche Kanal, in welchen von dem denkenden, besseren Theil des Volkes das Licht der Weisheit herunterströmt und von da aus in milderen Strahlen durch den ganzen Staat sich verbreitet. Richtigere Begriffe, geläuterte Grundsätze, reinere Gefühle fließen von hier durch alle Adern des Volkes; der Nebel der Barbarei, des finsternen Aberglaubens verschwindet, die Nacht weicht dem siegenden Licht. Wie allgemein ist nur in wenigen Jahren die Duldung der Religionen und Sekten geworden! Die Schaubühne pflanzte Menschlichkeit und Sanftmuth in unser Herz, die abscheulichen Gemälde heidnischer Pfaffenwuth lehrten uns Religionhaft vermeiden; in diesem schrecklichen Spiegel wusch das Christenthum seine Flecke ab. Mit eben so glücklichem Erfolg würden sich von der Schaubühne Irrthümer der Erziehung bekämpfen lassen. Nicht weniger ließen sich, verständen es die Oberhäupter und Vormünder des Staates, von der Schaubühne aus Meinungen der Nation über Regierung und Regenten zurechtweisen. So gar Industrie und Erfindungsgeist könnten und würden vor dem Schauplatz Feuer fangen, wenn die Dichter es der

Mühe werth hielten, Patrioten zu sein, und der Staat sich herablassen wollte, sie zu hören. Wenn wir es erlebten, eine Nationalbühne zu haben, so würden wir auch eine Nation. Die Schaubühne ist die Stiftung, wo sich Vergnügen mit Unterricht, Ruhe mit Anstrengung, Kurzweil mit Bildung gattet, wo keine Kraft der Seele zum Nachtheil der anderen, kein Vergnügen auf Unkosten des Ganzen genossen wird. Wenn Gram an dem Herzen nagt, wenn trübe Laune unsere einsamen Stunden vergiftet, wenn uns Welt und Geschäfte anekeln, wenn tausend Lasten unsere Seele drücken und unsere Reizbarkeit unter Arbeiten des Berufes zu ersticken droht, so empfängt uns die Bühne: in dieser künstlichen Welt träumen wir die wirkliche hinweg, wir werden uns selbst wiedergegeben, unsere Empfindung erwacht, heilsame Leidenschaften erschüttern unsere schlummernde Natur und treiben das Blut in frischeren Wallungen. Der Unglückliche weint hier mit fremdem Kummer seinen eigenen aus. Der Glückliche wird nüchtern und der Sichere besorgt.“ Höher hinauf konnte die Hoffnung kaum langen. Freilich: „So lange das Schauspiel weniger Schule als Zeitvertreib ist, mehr dazu gebraucht wird, die eingährende Langleiße zu beleben, unfreundliche Winternächte zu betrügen und das große Heer unserer süßen Müßiggänger mit dem Schaum der Weisheit, dem Papiergeld der Empfindung und galanten Zoten zu bereichern, so lange es mehr für die Toilette und die Schänke arbeitet: so lange mögen immer unsere Theaterschriftsteller der patriotischen Eitelkeit entsagen, Lehrer des Volkes zu sein.“ Wie lange dieser Zustand währen und ob er je enden müsse, wird nicht gefragt. Lessing war nüchterner. „Das Publikum komme nur, sehe und höre, prüfe und richte. Seine Stimme soll nie geringschätzig verhöhrt, sein Urtheil soll nie ohne Unterwerfung vernommen werden. Der Stufen sind viele, die eine werdende Bühne bis zum Gipfel der Vollkommenheit zu durchsteigen hat. Alles kann nicht auf einmal geschehen. Doch was man nicht wachsen sieht, findet man nach einiger Zeit gewachsen. Gewisse mittelmäßige Stücke müssen auch schon darum beibehalten werden, weil sie gewisse vorzügliche Rollen haben, in welchen der oder jener Acteur seine ganze Stärke zeigen kann. So verwirft man nicht gleich eine musikalische Komposition, weil der Text dazu elend ist. Wir gehen, fast Alle, fast immer, aus Neugier, aus Mode, aus Langleiße, aus

Gesellschaft, aus Begierde, zu begaffen und begafft zu werden, ins Theater; und nur Wenige und diese Wenige nur sparsam aus anderer Absicht. Wir Deutsche bekennen es treuherzig genug, daß wir noch kein Theater haben. Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern bloß von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei, keinen eigenen haben zu wollen. Wir sind noch immer die geschworenen Nachahmer alles Ausländischen, besonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen." Auch hier wird gefordert; spricht die Hoffnung auf einen Morgen deutscher Bühnenkunst. Wir haben noch kein Theater, ruft der Dramaturg des hamburgischen Schauspielhauses, werden aber eins haben, ein Theater der deutschen Nation, wenn unser sittlicher Charakter erst national geworden ist. Goethes majestic common-sense mied die unfruchtbare Mühe des Weltverbesserers. Als Eckermann ihm *Roquebue* lobte, stimmte er zu, nannte „Die beiden Klingenberg“ ein gutes Stück und sagte: „Es ist nicht zu leugnen: er hat sich im Leben umgelhan und die Augen offen gehabt. Wenn er in seinem Kreis blieb und nicht über sein Vermögen hinausging, so machte er in der Regel etwas Gutes. Was zwanzig Jahre sich erhält und die Neigung des Volkes hat, muß schon Etwas sein.“ An Calderon rühmte er, daß seine Stücke „durchaus breiterrecht“ seien; „in ihnen ist kein Zug, der nicht für die beabsichtigte Wirkung kalkulirt war. Ein Stück, das nicht ursprünglich, mit Absicht und Geschick des Dichters, für die Bretter geschrieben ist, geht auch nicht hinaus; wie man auch damit verfährt: es wird immer etwas Ungehöriges und Widerstrebendes behalten. Für das Theater zu schreiben, ist ein eigen Ding, und wer es nicht durch und durch kennt, Der mag es unterlassen. Für das Theater zu schreiben, ist ein Metier, das man kennen soll, und will ein Talent, das man besitzen muß. Beides ist selten, und wo es sich nicht vereinigt findet, wird schwerlich etwas Gutes an den Tag kommen. Der Dichter muß die Mittel kennen, mit denen er wirken will, und muß seine Rollen Denen auf den Leib schreiben, die sie spielen sollen“. Eine gute Theaterleitung sei nicht leicht zu erreichen. „Das Schwere dabei ist, daß man das Zufällige zu übertragen wisse und sich da-

durch von seinen höheren Maximen nicht ableiten lasse. Diese höheren Maximen sind: ein gutes Repertoire trefflicher Tragoedien, Opern und Lustspiele, worauf man halten und die man als das Feststehende ansehen muß. Zu dem Zufälligen aber rechne ich: ein neues Stück, das man sehen will, eine Gastrolle und Vergleichen mehr. Von diesen Dingen muß man sich nicht irrliten lassen, sondern immer wieder zu seinem Repertoire zurückkehren. Unsere Zeit ist nun an wahrhaft guten Stücken so reich, daß einem Kenner nichts leichter ist, als ein gutes Repertoire zu bilden; allein nichts ist schwieriger, als es zu halten“. Gelassener kann kein Unbetheiligter über diese Dinge reden; und Goethe war Theaterleiter und wollte noch für die Bühne schreiben. Im Jahr 1825, als Koezebue und Jffland, Raupach und die Weichenthurn die Bretter beherrschten, fand er die Zeit an wahrhaft guten Stücken reich. Doch er hat auch geschrieben: „Wenn man sich in den letzten Zeiten fast einstimmig beklagt und eingesteht, daß es kein deutsches Theater gebe, worin wir keineswegs mit einstimmen, so könnte man auf eine weniger paradoxe Weise aus Dem, was bisher vorgegangen, wie uns dünkt, mit größter Wahrscheinlichkeit darthun, daß es gar kein deutsches Theater geben werde noch geben könne“.

Das war einmal; in der Zeit deutscher Demuth und Spaltung. „Die öffentliche Sittlichkeit kann sehr wohl nach dem Charakter der öffentlichen Kunst einer Nation beurtheilt werden; keine Kunst wirkt aber so mächtig auf die Phantasie und das Gemüth eines Volkes wie die täglich ihm öffentlich gebotene theatralische. Wollten wir einen vertrauensvollen Zweifel daran hegen, daß die höchst bedenkliche Wirksamkeit des Theaters in Deutschland durch den Zustand der Sittlichkeit der Nation veranlaßt worden sei, und wollen wir den Erfolg dieser Wirksamkeit bisher nur als mißleiteten öffentlichen Geschmack anerkennen, so ist doch mit Sicherheit zu sagen, daß eine Veredlung des Geschmacks und der nothwendig durch diesen beeinflussten Sitten auf das Energischste durch das Theater geleitet und unterstützt werden muß. Und auf diese Erwägungen die Vetter der Nation hingewiesen zu haben, würde nicht die geringste Genugthuung sein, die aus einem glücklichen Erfolg meiner hiermit angekündeten Unternehmung mir erwachsen könnte.“ Wagners Riesenglocke, an deren Strang alles Hoffen und Sehnen einer Zeit sich gehängt hat, läutet die Kunde durchs Land. Um

Rolhen Main wird ein Hellas (das die Kleider des Eddamylhos, die Gedanken des neunzehnten Jahrhunderts, der Romantiker, Feuerbachs, Schopenhauers, trägt). „Wenn Sie wollen, haben Sie eine Kunst.“ Weil sie wollten, haben sie ein Deutsches Reich und, in junger Einheit, ein nationales Bewußtsein. Ihr Athen wird rascher als Rom gebaut. „Im Aesthetischen sollen wir, wie im Sittlichen, nach meiner Ueberzeugung nicht das Erste Gebot erfinden, sondern die zehn vorhandenen erfüllen; wenn Einer die alten Gesetze als wieder einmal mit dem Schwamm abwäscht und den frechen Kreidekommentar, mit dem allerlei unlautere Hände den Grundriß übermalt haben, vertilgt, bleibt ihm immer noch ein bescheidenes Verdienst. Das Drama, als die Spitze aller Kunst, soll den jedesmaligen Welt- und Menschen-Zustand in seinem Verhältniß zur Idee, zu dem Alles bedingenden sittlichen Centrum, das wir im Weltorganismus, schon seiner Selbsterhaltung wegen, annehmen müssen, veranschaulichen. Das Drama, das höchste, das Epoche machende, ist nur möglich, wenn in diesem Zustand eine entscheidende Veränderung vor sich geht; es ist daher durchaus ein Produkt der Zeit, aber freilich nur in dem Sinn, worin eine solche Zeit selbst ein Produkt aller vorhergegangenen Zeiten ist, das verbindende Mittelglied zwischen einer Kette von Jahrhunderten, die sich schließen, und einer neuen, die beginnen will.“ Hebbel hat's geschrieben. Zu früh. Noch ist das Auge der Volksgenossen blöb und ihr Ohr taub. Jetzt erst, da Theatergermanen der höchste Gott offen („wo Kühne Kräfte sich regen“) zu Krieg rath und alte Verträge in Feh'n reißt, ist im Welt- und Menschen-Zustand entscheidende Veränderung zu spüren; kann also auch das höchste Drama, das Epoche machende, wieder möglich werden. Dem Mythos ward es entbunden; saugte Kraft aus den Chören, die den Apollon und den Dionysos priesen. Auch wir haben Mythos; ein Tongebild, dem keins sich, an Klangfülle und eindrohender Bedeutung, vergleichen darf. Auch hier ist eine Nation, die nach Kunst, ihrem Erbschoß entprossener, lechzt und sich in Andacht als Enkelkind, in stolzer Wonne als Ahnin fühlt. „Wenn Sie wollen ...“

Einst.

Die Weisheit allgewaltiger Götter fangen die Alten.
Zeus hatte, in eines Stieres Gestalt, die schöne Europa ge-

raubt. Trauernd saßen die Eltern, der Phönikerkönig Agenor und sein Weib Telephassa; des Mädchens Spur schien verloren. Radmos, ein Sohn des Herrschers, ward ausgesandt, nach der Schwester zu forschen. Der Jüngling kam nach Delphoi und im Heiligthum rieth, aus dem Munde der Priesterin, ihm der Gott, nicht weiter zu suchen, sondern der Fährte einer Ruh, die ihm be-
 gegnen werde, zu folgen und da, wo sie sich niederlege, eine Stadt zu gründen. Noch in Phokis trifft er, zwischen den Flußgebieten des Kephisos und des Pleistos, die Ruh und folgt ihr ins Land der Pelasger, das nun Böotien, das Ruhland, genannt wird. Dort, auf den Vorhöhen des Teumessos, legt sich das Thier; und Radmos will thun, wie der delphische Spruch befahl: die Ruh opfern und den Stadtring fügen. Er schickt die Gefährten, aus dem nahen Quell Wasser zu schöpfen. Keiner kehrt ihm zurück. Der Drache, der die Quelle bewacht und das Land verdorren läßt, hat sie getödtet. Radmos macht sich auf, erschlägt den Drachen des Ares und sät, auf den Rath der helläugigen Pallas, die Zähne des Ungeheuers in den böotischen Sand. Aus der Saat erwachsen alsbald die Spartoi, geharnischte Männer, die in wilder Wuth einander bekämpfen. Fünf bleiben am Leben und helfen Agenors Sohn beim Bau der Burg Radmeia und der Stadt Theben. Doch Ares verzieh die Tödtung seines Drachens nicht leicht. Acht Jahre lang mußte Radmos ihm dienen. Dann erst galt der Frevel ihm als gesühnt und der König von Theben durfte sich der Harmonia vermählen, die Ares einst in Aphroditens Schoß gezeugt hatte. Alle Götter kamen zur Hochzeit und brachten Geschenke; auch Hephaistos, Aphroditens Gemahl. Der gab der Tochter des gehassten Nebenbuhlers als Braut schmuck ein köstliches Halsgeschmeide, an dem, irdischen Augen unsichtbar, das schwarze Verderben hing. Ueberall hat dieses Kleinod Unheil gewirkt, zu Zwietracht und Mord getrieben und spät noch, als der Tyrann Phaklos es aus dem delphischen Pallastempel geraubt hatte, den Sohn eines otälischen Helden in Raserei und Gräuelt hat gerissen. So begann die Geschichte Thebens, der Stadt mit den sieben Thoren. Dem Hader der Himmlischen dankte sie das Leben. Ihrer ersten König hatte den Zeus verfolgt und den Ares gekränkt; er war der Liebling der Athene und deren Feinden deshalb verhaßt. Ihrer ersten Königin ward als Brautgabe fortzeugendes Unheil gespendet. Und ihr Udel war aus den Zähnen eines Flammen speienden Drachen geboren.

Hat Kadmos nach einem leidvollen Leben die Stadt verlassen? Trug er als alternder Mann in Syrien die Krone? Ward er mit seinem Weibe von Zeus in ein Schlangenpaar verwandelt und ins elyrische Gefild entrückt? Nur Helios vermag zu sagen. Das Unheil aber hat fortgewirkt. Thebens zweiter König wurde Pentheus, dem Agaue vermählt war, die Tochter des Kadmos und der Harmonia. Unter seiner Regierung kam Dionysos nach Böotien (kam in die Heimath zurück: denn das unausgetragene Knäblein war aus dem Leib Thyonens, der in Raserei vom Bliß gefallen Kadmos' Tochter, geschnitten und von Hyaden erzogen worden). Schon hat er in Thrakien gegen seine Verächter gewüthet. Dem König Lykurgoß, der den Bakchoskult nicht duldet und die Weinreben aus dem Erdreich reißen läßt, den Geist umnachtet und den Mörder des eigenen Sohnes dann den Mänaden und Panthern zur Beute gegeben. Nun naht er der Stadt seines Oheims. Der hat ihm, wie zuvor Lykurgoß, Fehde angesagt. In Theben, so lautet sein Gebot, findet der Bakchosdienst keine Stätte. Thyonens Schwestern selbst, Agaue, Ino, Autonoe, leugnen die Götterkraft des Nessen. Sein Wink stürzt sie in wüsten Rausch, heißt als Besessene sie durch die Bergschluchten irren. König Pentheus widersteht. Soll die Sippe der Blutsverwandten den Siegeszug des Gottes hemmen, dem aus Lydien, aus Thrakien der wimmelnde Schwarm trunkener Weiber folgt? Soll das Gerücht, daß der mit Weinlaub Gefrönte unbarmherzig jeden Frevel rächt, zum Kinderspott werden? Nein. An dem Beispiel der eigenen Familie will er die Welt erkennen lehren, wie er Ungläubige straft; ist diese Brut gezüchtigt, dann wird Keiner ihm noch Verehrung zu weigern wagen. Vor die Burg, Ihr Mädchen; höhnet mir in schrillen Chor den mürrischen König und singet vor seinem entsetzten Ohr den Ruhm dionysischer Gottheit, die Saft quillen hieß.

Die Burg wird belagert. Durch die Thorspalten, die Mauerreihen bringt der Geist des Gottes in die Stadt, blendet und täubt die Vernunft und umnebelt mit Rauschdunst die Hirne. Mann und Weib reißt die Gewänder vom Leib, gürtet die Lenden in Damwildfell, schlingt Epheu um die Schläfe, ranft Epheu und Weinreben um die hastig vom Stamm gebrochenen Stäbe. Greise sogar, Kadmos, der Urahn, und Teiresias, der Seher, fränzen den kahlen Schädel und wanken, auf den Thyrsos gestützt, zum Ri-

thairon hinan. Pentheus, der schon eine Schaar baskischer Mädchen ins Gefängniß geworfen hat, lästert den neuen Gott, den verhüllten Neffen, und spottet der unvernünftigen Alten. Die verhüllen ihr Antlitz und flehen zu den Göttern, die Lästerung nicht an dem König, an der Stadt nicht zu rächen. Pentheus aber schwankt nicht. Wie vor und nach ihm so mancher König, wähnt er, mit Feuer und Schwert den neuen Geist vernichten zu können. Trost und Freude bringt Euch der Gott? Dieser üppige, weiche Halbmann, dessen blonde Locken nach Wein und erhitztem Weiberfleisch duften? Trost und Freude, die Dieser bringt, braucht das Volk nicht. Dem frommt nur ernste Gelassenheit, ziemt, als einem Haufen sündiger Menschen, nur der strenge Dienst vor den alten Altären. Schon aber wirkt Bakhos ein neues Wunder. Die Fesseln der gefangenen Mädchen lösen sich, da er die Hand reckt, und jauchzend eilen die Entketteten zu den Gefährtinnen in die Wälder. Und nun will der König den lydischen Träger sehen.

Der wird in die Halle der Kadmeia geführt. Einem Knaben gleicht er. Träg die Haltung; auf der weichen, vom Wein oder vom Ruß noch feuchten Lippe ein höhnisches Lächeln; das Auge halb geschlossen, wie in einem Wollusttraum, und in dem schläfrigen Blick doch ein Funke, den eines Kindes Uthem zu Gluth anschauen könnte; Etwas von Tigergrazie im Gang und die Hüften gerundet wie eines Weibes. Den keuschen König widert der Anblick. Und Dionysos läßt sich das Geheimniß seiner Macht nicht ablisten noch abfoltern. In den Pferdestall wird er geworfen, an die Krippe gebunden: und lacht. Denn Pentheus firrt und fesselt einen Ochsen, während er glaubt, den Gott in Ketten zu legen. Bakhos bleibt frei; auf seinen Wink steigt aus dem Gebälk der Burg eine Feuersäule und lachend entwindet der Gewaltige auf des Rithairons Höhe. Dort rast nun die Wuth dionysischer Feler. Das Morgenroth und das Gebrüll der Rinder hat die Weiber geweckt. Sie gürteln mit Schlangen das Fellkleid, bieten jungen Wölfen und Rehtichen die Mutterbrust, schlagen mit dem Stiel ihrer verlöschten Fackeln Wein und Milch aus Felsen und Moos und schlecken den Honig, der aus dem bürren Thyrsos träuft. Von ihrem Reigen dröhnt, mit ihrem Jauchzen jubelt der Berg. Die brünstigen Hirten, die ihre gelbe Wuth sich als erstes Opfer erspäht, verschreckt der Schreck. Da stürzt der trunkene Schwarm sich auf die verlassene Heerde.

Die Thiere werden erdrosselt, aus lebenden Leibern die Fleischstücke von den Rippen gerissen; zarte Mädchen, mit dem verhängten Blick nie dem Mann unterthener Jungfrauen, mordend mächtige Stiere, als wären es wehrlose Vögelchen. Und weiter tobt der Zug. Schwingt die blutigen Rinderhäute wie Standarten, wüthet gegen Alles, was ihm begegnet, Mensch oder Thier, ist weder Pfeilen noch Speeren erreichbar und kehrt erst auf die kithairischen Abhänge zurück, als die Mordlust gestillt, der Mänadenhunger gesättigt ist. Ringsum wüstes Land: so haben die Bakchen gehaust. In Haufen schleppen sie Beute mit, Waffen, Schilde, Amphoren; waschen in den Gebirgsquellen die Arme und lassen von ihren Schlangen sich das Blut von Stirn und Wange lecken.

Dieses Furchtbare wird dem Pentheus gemeldet. Faßt er es noch? Auch in seinem Hirn nistet schon bakchische Wuth. Listig raunt ihm der noch einmal in die Stadt zurückgekehrte Gott ins Ohr, er wolle ihn auf den Kithaitron führen; dort könne der König, den Niemand erkennen werde, die Rasenden züchtigen. Auf dem Weg bläst Dionysos das Vernunftflämmchen, das in der Seele des Kadmeioniden noch flackerte, lachend aus; und lachend empfangen die Mädchen den Herrn, der den sinnlos trunkenen, als Weib verummten Thebaner in ihren Kreis zerrt. Unerhörte, unersehnte Rache dem Frechen, der kam, das Geheimniß unserer Orgien zu erspähen und uns tödtlich zu strafen! Sie wählen ein von hohen Felsmauern eingegrenztes Thal zum Lagerplatz. Um seinem Gast das Schauspiel von günstiger Warte zu zeigen, biegt Bakchos vom Gipfel einer Klesentanne einen Ast erdwärts, setzt sich mit Pentheus auf den Rindensitz und läßt den Ast dann wieder in die Höhe schnellen. Raum sind sie oben: da entschlüpft der Gott; und der König bleibt allein im Gezweig. Strafet nun, so lönt eine mächtige Stimme, strafet den Frevler, wie er verdient. Tiefes Schweigen zuerst; keines Waldthieres Stimme, kein Rascheln des Laubes, keines Windes Wehen mehr zu vernehmen. Und jetzt ein irres Geheul. Von allen Seiten her wälzt der Strom sich gegen die Tanne, auf der Pentheus sitzt. Hundert Hände greifen zu: und im selben Augenblick ist der Stamm aus der Wurzel gerissen, der König mitten ins Gewühl der bakchischen Weiber gestürzt. Die eigene Mutter, Agaue, packt ihn. Vergebens beschwört er sie, die Frucht ihres Schoßes zu schonen. Ihr Überwiz erkennt ihn nicht.

Sie glaubt, ein Löwenjunges brülle zu ihr. Stemmt ihm den Fuß in die Lenden, bricht, als wärs ein dünnes Zweiglein, ihm den linken Arm von der Schulter (den rechten prüft ihre Schwester Ino) und läßt den Rumpf von der Mädchenmeute zerstückt. Selig ist sie, des Gottes ganz voll. Wie eine Trophäe pflanzt sie des Sohnes Haupt auf ihren Thyrsos und ruft mit gellender Stimme den Pentheus herbei, dem ihr Wüthen selbst doch den Tod gab. Woweilt er? Uns Dachgebälk soll er Kopf und Mähne des jungen Löwen nageln, den sie als Jagdbeute heimbringt. Inzwischen hat der greise Kadmos auf dem Kithairon die Rumpfstücke gesammelt. Vor dem Hausen blutiger Felsen und entfleischter Knochen, beim Klang der Stimme des Waters kehrt Agave die Vernunft zurück. Das Wahngebild zerrinnt. Kein Löwenhaupt ist's, das sie auf ihrem Stab trägt; ist der Kopf ihres Kindes. Bakchos entweicht ihrem Sinn und das Wonnegeheul wandelt sich jäh in die gellende Totenklage der unseligsten Mutter, der Sohnesmörderin.

Der finstere Frauenfeind Euripides schuf aus dem Sagenstoff die Bakchentragödie; und er hat, der sonst vor den Göttern nicht bebt, das dionysische Wüthen nicht zu tadeln gewagt. Lange nach ihm sang Theokritos die selbe Weise; und auf der Lippe des milden Idyllikers wird das Gedicht, das durch Blutpfützen waten, über Gebeine hüpfen muß, zum Loblied bakchischer Allmacht:

„Heil, Dionysos, Dir, den hoch auf Drakonons Schneehaupt
Zeus, der erhabene, gelegt, sich öffnend die mächtige Hüfte!
Die gethan dieses Werk, vom Athem des Bakchos getrieben.
Nimmer zu schelten sind sie; nicht richte der Mensch je die Götter.
Udlerbothschaft kam uns vom großen Schüttler der Aegis:
Der Gerechten Kinder gedeihen, doch nie der Unredlichen Söhne!“

Vom Kithairon kam, auf den Kithairon zurück ging auch der Kadmeionide Oedipus. Kadmos hatte den Polydoros gezeugt, Polydoros den Labdakos, Labdakos den Laios. Dem kam, als er auf dem Thebanerthron saß, aus dem Tempel des Apollon die Kunde, der Sohn, den sein Weib Jokaste von ihm trage, werde ihn töten. König und Königin ersinnen einen Weg, auf dem sie dem Verhängniß ausbiegen könnten. Wenn der Knabe weggeschafft wird, kann er den Vater nicht töten. Dem Neugeborenen werden die Fesselgelenke durchlocht und ein Diener trägt ihn, wie ein Häßchen, ins kithaironische Waldgebirge. Dort hat Herakles

einst den Löwen erlegt; dort mußte das Lebensflämmchen des Kleinen rasch verglimmen. So rechnet der Menschenwitz der Eltern. Aber die Götter wachen und Apollon läßt seines Orakels nicht spotten. Ein korinthischer Hirt findet das Kind, erbarmt sich seiner Noth und trägt es in den Palast des Polybos, der über die Korintherstadt herrscht. Polybos wird ihm Vater, Merope, die Königin, Mutter; als ihr Erbe wächst er heran. Die wunden Stellen an den Füßen sind verheilt; nur hemmende Narben zurückgeblieben. Woher die Wundmale? Woher einem Königssohn? Keiner erklärt's dem Jüngling. Und aus den Winkeln der Säle hört er ein Zischeln, er sei nicht im Bette des Königs geboren, sei ein vom Mitleid nur aufgenommener Findling. Die Eltern versuchen, ihn mit frommer Lüge zu schwichtigen; umsonst: in seiner Seele nagt der Zweifel und den Ruhlosen duldet's nicht mehr unter korinthischem Dach. Ein trunkener Zecher hat ihm vorgeworfen, Trügerkunst habe ihn dem Polybos aufgeschwaht. Das war das Letzte. Aus Apollons delphischem Heiligthum will er sich Wahrheit holen. Der Gott weigert seiner Frage die Antwort; kündigt ihm aber das Schicksal, den Vater zu morden und im Leib der Mutter dann ein dem Menschenbild widriges Geschlecht zu zeugen. Grausen schüttelt den Jüngling. Polybos töten, den gütigsten Vater, und in Merope's Schoß, der ihn gebor, neues Leben säen? Nie kehrt er nach Korinth zurück. Wenn er die Eltern nicht sieht, kann er ihnen nicht Unheil stiften. Wie Laios einst, hofft Oedipus nun, die Götter zu überlisten. Nur in der Heimath dräut das Verhängniß; drum strebt er hastig in die Fremde hinaus. In Phokis, wo Kadmos die Kuh traf, kommt ihm ein Wagen entgegen. Ein Greis sitzt darauf, der Wagenlenker und vier Knechte. Auf der Stelle, wo die Straßen nach Theben, nach Daulis und Delphi zusammenstoßen, sperrt der Wanderer ihnen den Weg. Der Kutscher schlägt nach ihm und wird von kräftigerer Hand wiedergeschlagen. Das ärgert den Alten und er trifft den Kopf des fecten Fremdlings mit einem Peitschenstreich. Oedipus wollte eben ausweichen. Jetzt schüttelt ihn schwarzer Zorn. Sein Wanderstab saust auf den Schädel des Greises nieder, der tot vom Wagen sinkt. Auch den Kutscher und drei reißige Knechte erschlägt der Wüthende; ein Diener nur, der selbe, der das Königssohnchen auf dem Kithairon ausgesetzt hatte, wahrt sein Leben und bringt den Thebanern die Botschaft, Laios sei von einem Weg-

lagerer erschlagen worden. Denn der Alte, der auf der nach Delphi führenden Straße unter dem Hieb des Fremden den Tod fand, war der König von Theben. Der Vater wählte des Sohnes Anöchlein seit Jahrzehnten in Staub zerfallen, der Sohn sich durch Meilenweite vom Vater getrennt: und nun hatte das Kind den Erzeuger getödtet, war der delphische Spruch Apollons, wider alle Menschenklügelei, in fernem Land dennoch Wahrheit geworden.

Oedipus jammert dem Erlebniß nicht lange nach. Warum schlug ihn der Kutscher, wollte der hitzige Alte ihm mit der Peitsche die Hirnbede striemen? Er hatte die Reisenden nicht gekränkt und ihren Angriff nur erwidert, wie Nothwehr gebot. Kein Gesetz spricht ihn schuldig; keine Stimme in seiner Brust. Reuelos schreitet er weiter und kommt auf seiner Wanderung bald in die Stadt der sieben Thore. Da wohnt der Schrecken. Im Felsgeklüft lagert die thebaische Sphing, die Tochter des schlangentöppigen Riesen Typhon und der Echidna; auf einem Löwenrumpf redt sie die Brüste und den Kopf einer Jungfrau. Tag vor Tag lockt sie die Jünglinge in ihre Wildniß und tödtet jeden, der ihr Räthsel nicht zu lösen vermag. Wer rettet die Stadt, der kein König lebt? Krone und Bett des Laios soll ihm gehören. Das Volk wird ihm als dem Herrscher huldigen, Jokaste ihn gern als Gatten umarmen. Oedipus will den Kampf wagen. Wie könnte ihn, der keine Heimath und kein Thronrecht mehr hat, weder Verwandte noch Freunde, das Abenteuer ängsten? Sein Fuß strauchelt beim Aufstiege ins Gebirg nicht; und da er das Fürchten nicht lernte, findet er der Räthselfrage ohne Zaudern die Antwort. Welches Geschöpf, fragt die Unholdin, geht morgens auf vier, mittags auf zwei, abends auf drei Füßen? Der Mensch, erwidert der Jüngling: am Morgen des Lebens kriecht er auf allen Vieren vorwärts; dem Erwachsenen genügen zwei Füße; wenn die Sonne zum Untergang neigt, dient dem morschen Körper des Greises der Stab als dritte Stütze. Das Räthsel ist gelöst, die Sphing stürzt sich in den Abgrund, Theben athmet wieder frei. Oedipus besteigt den Thron und streckt sich neben Jokaste aufs Bett des Laios. Vier Kinder geblert ihm die Frau: Eteokles und Polyneikes, Antigone und Ismene. Nach langen Jahren glücklicher Herrschaft wird die Stadt dann wieder von Unheil heimgesucht. In ihren Mauern wüthet die Pest; und aus Apollons Orakelsstätte kommt der Spruch, die

Seuche werde erst weichen, wenn der Mörder des Laios aus Theben verbannt sei. Ein Seher, ein Hirt und ein Knecht entschleiern mit feinen und groben Fingern unverjährbare Gräuel. Der in Theben König ist, hat Thebens König getölet. Der die Königin als Gemahl umsing, hatte sie zur Wittwe gemacht. Gatte ist er ihr und zugleich Sohn; und seine Kinder reiften im Leib seiner Mutter. Grausige Wirklichkeit Alles, was in Delphoi verkündet ward. Jokaste erkennt sich. Oedipus löscht mit eigener Hand das Licht seiner Augen. Die Stadt, die ihm als Retter und Helden zugejauchzt hat, verbannt ihn aus ihrem Weichbild auf den Kithairon. Zum zweiten Mal wird er ausgelegt. Als Bettler irrt er, den nur Antigons geduldige Liebe betreut, durchs Land und kehrt erst zurück, als seine Söhne von Kreon, Jokasts Bruder, die Herrschaft heischen. Kehrt zu neuem Leid nur zurück. Daß er als König die Töchter vorzog, sie allein täglich an seinem Tisch speiste, hatten die Söhne ihm nicht verziehen und weigern ihm drum die Zeichen der Achtung, die auch dem entthronten König noch gebührt. Da trifft sie sein Fluch. Trifft sie noch einmal, als sie, ihn zu höhnen, mit dem Prunkgeräth des Laios die Tafel putzen. Mit dem Schwert, spricht er, theilt Ihr das Erbe und von des Bruders Schwert fällt der Bruder. Also ist es geschehen. Als Polyneikes in Argos beim König Adrastos Hilfe gesucht hatte und die Sieben dann gegen Theben zogen, töteten die Söhne des Oedipus einander in wüthendem Zweikampf. Der Vater hat sie überlebt; und seine alte Sage meldet der Menschheit, wo der Unreine endlich seine Ruhstatt fand.

Unrein war er. Weil die Götter ihn unrein wollten. Nicht durch eigenes Verschulden. „Der Gerechten Kinder gedeihen, doch nie der Unredlichen Söhne.“ Paßt das Wort des Theokritos auf dieses Labdakidenschicksal? Auch Laios hat den Sohn nicht mit einem Sündenschulderbe belastet; daß er den Neugeborenen wegschaffen ließ, war eine That des Selbstschutzes, entsprang dem Glauben an göttliche Verheißung und sollte das Kind ja auch vor dem Fluch des Vaternordes wahren. Wenn nur bewußter Wille sündigen kann, stehen Vater und Sohn schuldlos vor unserem Blick. Dennoch bleibt, was sie thaten, fürchterlich und unsühnbar. Ein hilfloses Kind mit durchbohrten Fußgelenken im Bereich wilder Tiere aussetzen und ihm nie wieder nachfragen; den Vater töten und in wilder Lust mit der Mutter im Ehebett

kosen: wer Solches vollbracht hat, kann niemals glücklich enden. Frühe Stoiker mochten sprechen: „Da Solches schuldlosen Menschen geschehen ist und morgenwieder geschehen kann, müssen wir unser Sittengesetz ändern und muthig bekennen, daß erst das Bewußtsein der Schuld die Tötung des Vaters und die Befruchtung der Mutter zu Verbrechen macht, diesen Thaten aber, so graß sie uns schrecken, keine Strafe folgen darf, wenn sie von Blinden gethan waren.“ Andere Philosophen, deren Blick ins Dämmerlicht arischer Theogonie gedrungen war, mochten lächelnd ausrufen: „Grämt Euch nicht um eieses Königs Schicksal! Seht Ihr Blöden denn nicht, daß er kein Mensch ist, sondern Symbol nur und Abglanz aus uraltem Mythos? Jeden Morgen kündet Bluthröthe vom Himmel her, daß der Tag die Nacht, die ihn zeugte, getölet hat. Finsterniß ist der Vater des Lichtes; wenn der Nachtgeist den safranfarbigen Leib der Gotz umfassen hat, gebiert sie ihm das Sonnenlicht. Das mordet den Vater und vermählt sich dann der Mutter, die es zur Witwe gemacht hat und deren Glieder im Arm des Sohnes wonnige Eier nun röthet. Dieser Vatermörder und Mutterchwängerer ist Oedipus, der junge Held mit den geschwellenen Füßen. Scheint nicht die Sonne auch, wenn sie der Dämmernebel umdünstet, zu schwellen? Stürzt nicht auch ihr durchs Dunkel brechender Strahl dräuende Wolken, die wie Räthsel fragen den Himmel verhängen, vom Felsgipfel herab, wie das klärende Wort des Oedipus die Sphinx? Ehrwürdiger Sonnenmythos, den die kindhafte Phantasie der Urarier aus den Hohen Ebenen Afiens nach Hellas trug, spricht zu Euch: und Ihr wäthet, eines kleinen Menschenschicksals Widerhall zu hören!“ Doch kein Zeno könnte uns überzeugen, kein Echo aus fernen Veden die Stimme überdröhnen, die zuerst uns das Lied vom Admetiden sang. Der Oedipus, den Sophokles uns gab, ist weder Sonnengott noch Sünder, weder Elementarsymbol noch freier Gestalter seines Schicksals. Und nur Dieser lebt uns; weil ein Dichter, dessen Vision den Mythos würgte, ihn sah. Wie hat er ihn gesehen?

„Sophokles ging bei seinen Stücken keineswegs von einer Idee aus; vielmehr ergriff er eine längst fertige Sage seines Volkes, worin bereits eine gute Idee vorhanden war, und dachte nun darauf, diese für das Theater so gut und wirksam wie möglich darzustellen. Seine Charaktere besitzen alle eine solche Redegabe und

wissen die Motive ihres Handelns so überzeugend darzulegen, daß der Zuhörer fast immer auf der Seite Dessen ist, der zuletzt gesprochen hat. Man sieht: er hat in seiner Jugend eine sehr tüchtige rhetorische Bildung genossen, wodurch er dann geübt worden, alle in einer Sache liegenden Gründe und Scheingründe aufzusuchen. Ich habe nichts dawider, daß ein dramatischer Dichter eine sittliche Wirkung vor Augen habe; allein wenn es sich darum handelt, seinen Gegenstand klar und wirksam vor den Augen des Zuschauers vorüberzuführen, so können ihm dabei seine sittlichen Endzwecke wenig helfen und er muß vielmehr ein großes Vermögen der Darstellung und Kenntniß der Bretter besitzen, um zu wissen, was zu thun und zu lassen. Liegt im Gegenstand eine sittliche Wirkung, so wird sie auch hervorgehen, und hätte der Dichter weiter nichts im Auge als seines Gegenstandes wirksame und kunstgemäße Behandlung. Hat ein Poet den hohen Gehalt der Seele wie Sophokles, so wird seine Wirkung immer sittlich sein, er mag sich stellen, wie er wolle.“ Diese Sätze sprach Goethe, als, auf seinen Rath, Eckermann in einem Büchlein des fleißigen Hegelschülers Hinrichs das über Oedipus Gesagte gelesen hatte. (Das Buch war längst veraltet, als Michel Bréal den ersten Entwurf zu einer Geschichte des Oedipusmythos veröffentlichte.) Nach Goethes Urtheil war die Absicht des Sophokles also nicht auf einen sittlichen Endzweck gerichtet, sondern auf die klare, wirksame, dem Bühnenanspruch genügende Darstellung einer fertig im Volksbewußtsein lebenden Sage; auf ein Bild, nicht auf Lehre.

„Die leidvollste Gestalt der griechischen Bühne, der unglückselige Oedipus, ist von Sophokles als der edle Mensch verstanden worden, der zum Irrthum und zum Elend trotz seiner Weisheit bestimmt ist, der aber am Ende durch sein ungeheures Leiden eine magisch segensreiche Kraft um sich ausübt, die noch über sein Verschwinden hinaus wirksam ist. Der edle Mensch sündigt nicht, will uns der tief sinnige Dichter sagen; durch sein Handeln mag jedes Gesetz, jede natürliche Ordnung, ja, die sittliche Welt zu Grunde gehen: eben durch dieses Handeln wird ein höherer magischer Kreis von Wirkungen gezogen, die eine neue Welt auf den Ruinen der umgestürzten alten gründen. Das will uns der Dichter, insofern er zugleich religiöser Denker ist, sagen: als Dichter zeigt er uns zuerst einen wunderbar geschürzten Prozeßknoten, den der

Richter dann langsam, Glied vor Glied, zu seinem eigenen Verderben löst; die echt hellenische Freude an dieser dialektischen Lösung ist so groß, daß hierdurch ein Zug von überlegener Heiterkeit über das ganze Werk kommt, der den schauerhaften Voraussetzungen jenes Prozesses überall die Spitze abbricht. (Wo birgt sich uns diese Heiterkeit?) Oedipus, der Mörder seines Vaters, der Gatte seiner Mutter, Oedipus, der Räthsellöser der Sphinx! Was sagt uns die geheimnißvolle Dreiheit dieser Schicksalsthaten? Es giebt einen uralten, besonders persischen Volksglauben, daß ein weiser Magier nur aus Inzest geboren werden könne: was wir uns, im Hinblick auf den Räthsel löhenden und seine Mutter freierenden Oedipus, sofort so zu interpretiren haben, daß dort, wo durch Weissagenbe und magische Kräfte der Bann von Gegenwart und Zukunft, das starre Gesetz der Individuation und überhaupt der eigentliche Zauber der Natur gebrochen ist, eine ungeheure Naturwidrigkeit, wie dort der Inzest, als Ursache vorausgegangen sein muß; denn wie könnte man die Natur zum Preisgeben ihrer Geheimnisse zwingen, wenn nicht dadurch, daß man ihr siegreich widerstrebt, also durch das Unnatürliche? Diese Erkenntniß sehe ich in der entsetzlichen Dreiheit der Oedipus'schicksale ausgeprägt: der Selbe, der das Räthsel der Natur, jener doppelgetarteten Sphinx, löst, muß auch als Mörder des Vaters und Gatte der Mutter die heiligsten Naturordnungen zerbrechen. Ja, der Mythos scheint uns zuraunen zu wollen, daß die Weisheit (und gerade die dionysische Weisheit) ein naturwidriger Gräuel sei, daß Der, welcher durch sein Wissen die Natur in den Abgrund der Vernichtung stürzt, auch an sich selbst die Auflösung der Natur zu erfahren habe. (Menschlich, allzumenschlich!) „Die Spitze der Weisheit lehrt sich gegen den Weisen, Weisheit ist ein Verbrechen an der Natur“: solche schreckliche Sätze ruft uns der Mythos zu; der hellenische Dichter aber berührt wie ein Sonnenstrahl die erhabene und furchtbare Memnonsäule des Mythos, sodaß er plötzlich zu tönen beginnt, — in sophokleischen Melodien! „Die Geburt der Tragoedie oder Griechenthum und Pessimismus“ heißt die Schrift Nietzsche's, in der diese Sätze stehen. Sie ist Richard Wagner gewidmet; und der baseler Professor hat in den Wehen mehr als an Oedipus wohl an Siegfried gedacht. Der ist aus naturwidriger Geschwisterhe geboren, bricht die alten Ver-

träge heiligster Ordnung und läßt auf den Ruinen der umgestürzten uns eine neue Welt ahnen. Nichts davon finden wir in dem Gedichte des Mannes aus dem attischen Gau Kolonos. Nicht durch Weisheit sündigt sein Held (der sich selbst blöde nennt); entriegelt kein Mysterienverließ der Natur; wirkt auch nicht über sein Verschenden hinaus segenvoll fort. Doch wichtig ist hier nur, daß der damals (1871) noch nicht „moralisfreie“ Philosoph dem Hellenen einen sittlichen Endzweck zuschreibt; diesen: am Leidensbilde des Labdakiden zu zeigen, daß der edle Mensch, auch wenn er die Sittensagung der natürlichen Welt umstülpt, der Menschheit nur Wohlthat bereitet. Zeigt er wirklich? Ist Oedipus denn ein Empörer, der eine neue Fackel bringt? Magische Kraft, die aus Blutschande ward, wäre höchstens doch in der Seele der Jungfrau zu finden, die mitzulieben geschaffen ist und aus Haß in den Tod flieht.

Die Aussage des dritten Zeugen ist kürzer. Das sophokleische Gedicht, sagt Herr Ulrich von Willamowitz-Moellendorff, ist keine Schicksalstragoedie im Sinn der Romantiker; „es kann die Tragoedie von der Nichtigkeit des Menschenglücks heißen. Oedipus muß untergehen, weil daran die Allmacht der Gottheit hängt: was liegt Dem gegenüber an dem Glück eines Sterblichen? Apollons Licht strahlt hell, sein Auge durchschaut alle Wunder des Himmels und der Erden: was liegt daran, daß das Auge des Unreinen erlosch? Sophokles sah sich von Gefinnungen umgeben, die ihm Grund zur Klage über die Zersetzung der Moral und die Gefährdung der ganzen Staats- und Gesellschaftsordnung gaben. Da haben wir das psychologische Moment, das ihn antrieb, in diesem Drama seinen geliebten Athenern vorzuhalten: Sehet, Das ist der Mensch und sein Glück; sehet, Das ist der Gott und seine Weisheit!“ Diesem Professor ist Sophokles ein Konservativer, ein fromm alter Ordnung ergebener Mann, nicht, wie dem baseler Erzfeind, ein Brecher ehrwürdiger Tafeln. Beide betonen in seinem Werk die sittliche Absicht. Beide stehen aufrecht wider Goethe.

Der Dichter, dünkt mich, zeugt diesmal wider den Dichter und für den Professor. Das Alterswert, das uns den entthronten Herrscher in Kolonos zeigt, müssen wir aus der Betrachtung scheiden; dürfen nur auf die Königs-tragoedie blicken. Die aber schließt der blinde Oedipus selbst, der Narr des Schicksals, mit den Worten:

Männer meines Vaterlandes Theben, schauet her auf mich!
 Mir gelang des Räthsels Lösung, ich erstieg den ersten Platz,
 Keiner hat zu meinem Glücke ohne Reid emporgesehn.
 Schaut mich an: in welchen Abgrund schwersten Jammers ich gerieth.
 Selig also preiset niemals eines Sterblichen Geschick,
 Der noch nach dem letzten Tage bang erwartend vorwärts blickt,
 Eh' er nicht das Ziel erreicht hat, unberührt von Ungemach!"

Die Absicht, mitlebende Menschen zu bessern, konnte aus dem Mund eines Priesters nicht zu klarerem Ausdrucke kommen. Aus Gottesdienst ward Drama. (Dessen Enthüllungstechnik uns heute nicht aufhalten, in Vergleich mit Ibsens Gespenstertragoedie und Kleists Meisterstück von dem Dorfrichter, auch einem Schleppfuß und Armenschen, Adam ablocken soll.) Die gottähnlichen Helden des Mischylos sind von neuem Erlebniß der Glaubensvorstellung entjätet. Nur Gottheit ist allgewaltig; noch der Vollstrecker dionysischer Wuth, und brähe er selbst seines Leibes Frucht, nicht dem Sühnzwang unterthan. Der im Räthselbild der Sphing das Wesen des Menschen erkannt hat, erkennt in sich nicht menschlichen Wesens Begrenztheit. Der Verblendete straft sich mit Blendung. Leis nur hat, langsam, das Verhältniß Irdischer zu Himmlischen sich gewandelt. Auch des Dichters Weltauffassung sich nicht von der seiner Stammverwandtschaft gelöst. Jeder versteht ihn; ist in scheuer Andacht, frommem Lächeln, bangem Herzschiag ihm nah. Durch solche Nähe, der Erkenntniß und der Empfindung, wurde, vor ehrwürdigen, dem Erwachsenen schon bis in die feinste Webmaschen vertrauten Stoffen, die Eingemeindung der Geister möglich, ohne die nirgends ein „Nationaltheater“ entstehen konnte. Nachgeborene streiten, Poeten und Klügler, über den Tieffinn der Pentheus- und Oedipus-Dramen; leuchtend lag er, ungehüllt, vor der Einfalt attischer Bürger. Das Griechenvolk, seufzt Lessing, „war erpicht auf das Schauspiel, besonders auf das tragische. Wie gleichgiltig, wie kalt ist dagegen unser Volk für das Theater! Woher diese Verschiedenheit, wenn sie nicht daher kommt, daß die Griechen sich von ihrer Bühne mit so starken, so außerordentlichen Empfindungen begeistert fühlten, daß sie den Augenblick nicht erwarten konnten, sie abermals und abermals zu haben; dahingegen wir uns vor unserer Bühne so schwacher Eindrücke bewußt sind, daß wir es selten der Zeit und des Geldes werth

halten, sie uns zu verschaffen? Unser Publikum nimmt vorlieb. Das ist gut und auch nicht gut. Denn man sehnt sich nicht nach der Tafel, an der man immer vorlieb nehmen muß.“ Gesellet diesen Sätzen den Wehruf: „Wir sind nach dem sittlichen Charakter noch keine Nation!“ Und waget Euch dann feck, wie der Dramaturg selbst war, in die Frage, ob so das alte Räthsel gelöst werden konnte.

Jetzt.

Das Theater ist das Ergebniß einer Volkswirthschaft und deshalb nicht von eiserndem Willen, Einzelner und lehrfächtiger Gruppen, in seinen Grundfesten zu wandeln. Wo es nicht, wie des Baumes Frucht, wie Gedanke und That des Menschen, nothwendig ist, muß es, ohne stützendes Gemäuer, nach kurzen Tagen erkünstelter Herrlichkeit in Trümmer sinken. Wie sieht die Gesellschaft aus, die im Theater sitzen, es nähren, sich seiner freuen soll? Nur darauf kommt's an; nicht auf Dichterträume und Rezensentenschrullen. Dem Hellenen war Schauspiel das Weibefest einer im Wollen und Denken einigen Volksgemeinschaft. Ereigniß im Leben der Menge, die den Alltagsorgen entlie, um der Stimme des Dichters zu lauschen. Neben dem Weisen saß da der Stumpfe, neben dem mächtigen der schlichte Mann; und Jeder wollte von solchem Fest Etwas heimtragen. Die Szene war Gerichtsstätte, auf der über die großen Gegenstände der Menschheit verhandelt, zu den Göttern und ihrer Welt das Verhältniß geordnet, der sittliche Werth geprägt wurde: nach dem Zweckfönn, dem Augenmaß, der Seelenwage der Mehrheit und nach altem, festem Gesetz. Neuen Glauben und neue Sitte mochte das Einsiedlerhirn lehren, das nicht vom nächsten Morgen die Wirkung erhoffte. Der Dichter, der zu Tausenden sprechen, in dunkle Köpfer rüttelndes Licht spenden wollte, durfte die Schranke des Brauches nicht brechen; durfte nur ahnen lassen, wo zwischen Sitte und Sittlichkeit von umdräuter Menschenschwäche keine Brücke zu schlagen war. Das Schauspiel war weder Zeitvertreib noch Geschäft, sondern eine für den Bürger, den Staat wichtige Angelegenheit: und der Staat konnte nicht erlauben, daß ein vor'ignt vorerent'sgen zu'röter-ung der Gemeindegundmauern mißbraucht werde. Tempel und Volksfeierhalle also den Athenern. Dem Britenadel der Königin Elisabeth Spiegel einer sich weitenden, Chronik einer versinken-

den Welt. Dem Hof des Lilienkönigs die Hohe Schule der Leidenschaft, all in ihren Züchten und Unzüchten, und Würzlederei nach schwerer Rost. Hellas, Altengland, das Erbgut der Louis: im Spielhaus eine Rasse, eine Glaube, ein Pulsschlag; Einheit in Wollen und Weigern, fast in der Lebenshaltung. Und keins dieser Häuser auf das Geld der Zuschauer angewiesen; nicht auf die kleinen Beträge, die tausend Einzelne auf den Kassentisch legen. Heute? Henry Irving raffte sich in das Bekenntniß: „Unsere Kunst kann nur gedeihen, wenn unser Geschäft geht.“ Ein Geschäft, das die Leiter und das Gewimmel der Helfer nähren muß. Wagt Einernoch, von der Weihenden Kraft der Schaubühne, vom Theater als von nationaler Angelegenheit, gar von Einheit des Volksempfindens zu reden? Ueberall müßten Aufrichtige ihn belächeln. Gut oder schlecht, fein oder grob, voll oder leer: das Theater ist nirgends auf unserer Erde eine am Webstuhl der Zeit wirkende Macht.

Kann's aber werden? Von der Gnade des Krieges (natürlich); dessen wunderthätigen Segen Christian Fürchtegott Unabkömmlich preisen wird, bis ihm die Hälfte seines Profites in die Staatskasse entrinnt. „Krieg pflügt und besät den Acker der Kunst. Unsere Dichtung hat er aus stidiger Enge erlöst. Hinter den Helden schritten immer edle Sänger.“ Immer? Mag man die Wiege der deutschen Klassiker in die Fröhenzeit zurückschieben, Byron und Buschlin, Musset und Gogol, Dostojewskij, Toistoi, Zola, Maupassant, meinerwegen sogar Beyle und Flaubert Kriegserbschaft zuschreiben: was nach 1870 kam, war weder schön noch stark. Trotz Sedan, Reichsgeburt, Sozialismus, Darwinismus, Determinismus, Elektrotechnik und anderem Kulturkampf. Die Weltwandlung, die uns naht, kann nur Erdbeben sein; wie Jahrhunderte keins erlebten. Athmet der Wahn noch, ein Friedensvertrag (oder ein Bündel gestempelter Pergamente) werde die Flammenwirbel wegfächeln und Alles dann wieder in Lenzpracht schimmern? Entschleierte das Bild der Europäerzukunft nicht allzu früh! Und rühmet die Einheit des Volksempfindens, aus der frische Kultur und Kunst sprießen könne, erst, wenn sie aus der Vormundchaft entlassen ist und sich in Freiheit bewährt hat. Noch ist Grauß. Wüsterer, als ihn Bakchenwuth schuf. Aus Wonnegeheul wurde Totenklage. Auch Dionysos starb. Und fernher lächelt, über Friedhöfe und Wassergräste, der Blick eines Buddha.

Paul Graupe

Antiquariat
Berlin W. 35

versendet auf Wunsch Katalog 77:
„Moderne Bücher und Exlibris“,
Katalog 78: „Bücher und Bilder“.

Dr. Möller's Sanatorium **Diätet. Kuren nach Schroth** berühmte Lage
Dirks, Heilort
L. chron. Kranke
Presse u. Kassen be-
rühmt
Abteilung I. Minderbemittelte: pro Tag 5 Mk.

Dr. Bruhn's Wäsche geruchl., unschädl.
Ungeziefereschutz.
Pulv. für 6 Hemd. 1 M. Paris, Hamburg 36a.

*In der
hoffen Familien
sofort man Stellung
durch die*

*Woffische
Zeitung*

Berlin SW 68, Wilhelmstr. 106

Wildunger Helenenquelle

wird seit Jahrzehnten mit grossem Erfolge zur Haustrinkkur bei Nierengries, Gicht, Stein, Elweiss und anderen Nieren- und Blasenleiden verwandt. Nach den neuesten Forschungen ist sie auch dem Zuckerkranken zur Ersetzung seines täglichen Kalkverlustes an erster Stelle zu empfehlen. — Für angehende Mütter und Kinder in der Entwicklung ist sie für den Knochenaufbau von hoher Bedeutung.

== 1913 = 14,664 Badegäste und 2,278,876 Flaschenversand. ==

Man verlange neueste Literatur portofrei von den

Fürstl. Wildunger Mineralquellen, Bad Wildungen 4.

Kurhaus Bad Nassau (Lahn)

Ruhiges Haus für Erholungsbedürftige, Nervöse und innerlich Kranke. Neuzeitlicher Komfort, moderne diagnostische und therapeutische Einrichtungen. Das Haus wird auch in der Kriegszeit vom leitenden Arzt in gewohnter Weise weitergeführt. **Kriegsteilnehmer erhalten Ermässigung.** Prospekte und Auskunft durch die Verwaltung.

Bestellungen
auf die

Einbanddecke

zum 93. Bande der „Zukunft“

(Nr. 1—15. 1. Quartal des XXIV. Jahrgangs).

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung 16. zum Preise von Mark 1.60 werden von jeder Buchhandlung od. direkt vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a entgegengenommen.

Verichtigung. In der Auslosungsanzeige der Friedr. Krupp A.G., Gußstahlfabrik, Essen-Ruhr, in Nr. 18 vom 5. Februar muß es bei Anleihe von 1893 heißen: unter Lit. B 3333 statt 3338.

Hervorragende Kunstwerke in tadellosen Mappen bzw. Prachteinbänden.

statt
Ladenpreis

- Gemäldegalerie Baron Bruckenthal in Hermanns-**
stadt. 40 Kunstblätter 26:33 cm und Text
von Kustos M. Csaki. Wien. In Mappe . . M. 20,— für M. 8,50
- Goya, Francisco de, Tauromachie.** 43 Kupfer-
druck-Gravuren mit begleitendem Text von
Valerian v. Loga. Berlin. Folio. Pgtbd. . . M. 50,— für M. 30,—
- Handzeichnungen alter Meister aus verschiedenen**
Sammlungen, vorwiegend aus Privatbesitz.
Faks.-Reprod. in unveränderlichem Lichtdruck
herausgeg. von Hugo Helbing. München 1902.
Lief. 1 enth. 70 Tafeln von 40:54 cm in Mappe M. 55,— für M. 20,—
- Handzeichnungen alter Meister der holländischen**
Schule. 40:30 cm. Haarlem, Kleinmann
& Co. 100 Blatt in 1 Ledermappe . . . M. 75,— für M. 40,—
- Rembrandt, Harmensz van Ryn.** 100 Hand-
zeichnungen auf starkem Karton in eleganter
Mappe. Leipzig. 37:35 cm . . . M. 100,— für M. 35,—
- Singer, Prof. Dr. Hans W., Unica und Selten-**
heiten im kgl. Kupferstichkabinett zu Dres-
den. Leipzig 1911. 50 Tafeln mit Text. 4.
Kart. . . M. 12,— für M. 6,50
- Schwarz-Weiss.** Ein Buch der zeichnenden
Kunst, herausgeg. vom Verbands deutscher
Illustratoren. Berlin 1903. 203 S. Folio.
O. Lbd. . . M. 4,— für M. 2,—
- Ostade, Adrian von.** 20 Blatt Handzeichnungen.
Gr. 4°. In Mappe. Haarlem, Kleinmann & Co. M. 20,— für M. 7,50
- Münsterberg, Oskar, Japans Kunst.** Mit 161 Text-
abbildungen und 8 Tafeln in Farbendruck.
Braunschweig 1908. 104 S. Lex. 8°. Lbd. . . M. 4,50 für M. 3,—
- Flechsig, E., Tafelbilder Lucas Cranach d. Ä. und**
seiner Werkstatt. 129 Folio-Taf. in Lichtdr. m.
Text. In Mappe. Gr.-Folio. Leipzig, E. A. Seemann M. 70,— für M. 37,—
- Fünfzig historische Kostüm- und Volkstrachten-**
bilder. Format 18:24 cm. Berlin. In Mappe
aus der Sammlung Lipperheide, Berlin . . M. 50,— für M. 15,—
- Gemäldegalerie Speck von Sternburg in**
Lützenscha. Separatausgabe der kunsthisto-
rischen Gesellschaft für Photographische Publi-
kationen. 40 Aufnahmen ausgewählter Meister-
werke mit Text von Dr. Felix Becker. Leipzig
1904 . . . M. 70,— für M. 20,—

Lieferung erfolgt franko gegen Nachnahme
oder Voreinsendung des Betrages durch

A. Schumann's Verlag
Leipzig, Königstr. 23.

Dresden - Hotel Bellevue

Weltbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Neuerungen

Salzbrunner Oberbrunnen

seit Jahrhunderten
heilbewährt bei Katarrhen, Gicht
und Zuckerkrankheit

Versand durch Gustav Striebold, Bad Salzbrunn i. Schl.

WEIN - STUBEN - HUTH

WEINGROSSHANDLUNG

BERLIN W: POTSDAMER STR. 139

EOKE LINKSTRASSE, NAHE PLATZ

DIE NEUEN RÄUME IM ERSTEN STOCK SIND ERÖFFNET

Zucker- Krankheit jetzt heilbar ohne besondere Diät. Von zahlreichen Ärzten erprobt und glänzend begutachtet. Hunderte freiwilliger Dankschreiben Geheilten. Bei Nichterfolg Geld zurück. Broschüren kostenlos durch Apotheker Dr. A. Uecker, G. m. b. H., in Jessen 920 bei Gassen (L.) (Die ganze Kur kostet nur einige Pfennige pro Tag).

Wagners
Saar-Riesling
Saar-Schaumwein

*Vornehmste deutsche
Schaumwein Spezialität*

Einzig in seiner Art.

*Aus naturreinen Qualitäts-
weinen der Saar hergestellt.
Leicht, raffig, blumig und außerordentlich
bekömmlich.*

Centralverkaufsstelle: Berlin W 30.

Steuerberatung

In all Ihren
Steuersachen vertritt und berät
Sie fachmännisch
das **Steuerkontor** G. m. b. H.
Berlin SW. 11, Großbeerenstr. 95
Tel.: Amt Lützow 7365
Prospekt „D“ frei.

Sanatorium Schierke

im Oberharz. 640 m. Physikal.-diätet.
Hollanatal. Mit Tochterhaus „Korhotei
Barenberger Hof“ bei Schierke. Wunder-
volle Lage.

Geb. San.-Rat Dr. Hang-
Dr. Kratzenstein.

Diabetylin

neuest., ärztlich bevorzugtes Mittel geg.

Zuckerkrankheit

1. Apothek. erhältlich. Prosp. kostenfrei d.
Diabetylin-Gesellschaft m. b. H.
Berlin - Steglitz 3.

**Alleinige Anzeigen-
Annahme der Wochenschrift**

„Die Zukunft“

nur durch

Max Kirstein

Berlin SW. 68, Markgrafenstr. 59.
Fernspr. Amt Zentrum Nr. 108 09, 108 10.

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,20 Mk., auf Vorzugsseiten 1,80 Mk.



Denkt
an uns!

Sendet

**Galem
Aleikum**

und **Galem Gold** Zigaretten.

Willkommenste Liebesgabe!

Preis: N^o 3 ½ 4 5 6 8 10

3 ½ 4 5 6 8 10 Pf.d.Stck.

20 Stck. feldpostmässig verpackt, portofrei!

50 Stck. feldpostmässig verpackt, 10 Pf. Porto!

Orient-Tabak- u. Cigaretten-Fabr. **Yenidze** Dresden.

Inh: Hugo Zietz, Hoflieferant S.M.d.Königs v. Sachsen.



Trustfrei!



AEG

Metalldraht-Lampe